

dtv

Sookie Stackhouse, die gedankenlesende Kellnerin, musste einiges wegstecken in der letzten Zeit – die gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen übernatürlichen Wesen, in die sie verwickelt war, sind nicht leicht zu verkraften. Immerhin ist ihre Beziehung zu dem Vampir Eric in eine neue Phase getreten. Doch dann tauchen zwei Vampire aus Erics wechselvoller Vergangenheit auf. Sie sind ein gefährliches Paar. Und sie haben ihre eigenen Pläne, was Sookies Zukunft betrifft ... Es sieht ganz so aus, als würde Sookies sehnsüchtiger Wunsch nach ein bisschen Ruhe und Frieden noch lange nicht erfüllt werden.

»Sehr unterhaltsam. Wie immer serviert Harris eine Mischung von ausgefallenen Figuren und spannenden Nebenhandlungen. Fesselnd: das Thema Familienbeziehungen in allen möglichen menschlichen und untoten Varianten.« (Publishers Weekly)

Charlaine Harris lebt in Arkansas – gemeinsam mit ihrem Mann, ihren drei Kindern, zwei Hunden, zwei Frettchen und einer Ente. Sie ist mit ihrer Bestseller-Vampir-Serie um Sookie Stackhouse und der Serie um Harper Connelly, die Tote finden kann, berühmt geworden und wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Beide Serien erscheinen auf Deutsch bei dtv.

Mehr unter: www.charlaineharris.com

Charlaine Harris

Vor Vampiren wird gewarnt

Roman

Deutsch von
Britta Mümmler

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Deutsche Erstausgabe 2011
2. Auflage 2011
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2010 Charlaine Harris, Inc.
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›Dead in the Family‹ (Berkley, New York)
© 2011 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Helm unter Verwendung eines
Fotos von gettyimages/Image Source
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Palatino 9,7/11,75
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21283-0



*Dieses Buch ist unserem Sohn Patrick gewidmet,
der unsere Hoffnungen, Träume und Erwartungen
für sein Leben nicht nur erfüllte, sondern übertraf.*



MÄRZ

Erste Woche

»Ich habe ein schlechtes Gewissen, dass ich dich einfach so allein lasse«, sagte Amelia. Ihre Augen waren verquollen und rot. So sahen sie, mal mehr, mal weniger, schon seit Tray Dawsons Beerdigung aus.

»Du musst tun, was du tun musst«, erwiderte ich und schenkte ihr ein besonders strahlendes Lächeln. Ich konnte die Schuld, Scham und allgegenwärtige Trauer als schwarzes Knäuel durch Amelias Gedanken trudeln sehen. »Es geht mir schon viel besser«, versicherte ich ihr und hörte mich dann fröhlich immer weiterplappern; irgendwie schien ich kein Ende finden zu können. »Ich kann wieder prima laufen, und die Löcher sind auch alle zugeheilt. Siehst du?« Ich zog meinen Jeansbund ein wenig herunter, um ihr eine Stelle zu zeigen, die herausgebissen gewesen war. Die Zahnabdrücke waren kaum noch zu erkennen, auch wenn die Haut nicht sonderlich glatt und noch deutlich heller war als die umliegenden Partien. Hätte ich nicht eine so enorme Dosis Vampirblut bekommen, würde die Narbe jetzt noch aussehen, als hätte mich ein Hai gebissen.

Amelia sah hin und schnell wieder weg, als könne sie es nicht ertragen, den Beweis für den Angriff zu sehen. »Es ist nur so, dass Octavia mir dauernd E-Mails schreibt und sagt, ich müsse nach Hause kommen und den Urteilspruch des Hexenrates, oder was davon übrig ist,

akzeptieren«, sagte sie hastig. »Und ich muss mir all die Reparaturen an meinem Haus mal ansehen. Seit wieder ein paar Touristen da sind und die Leute zurückkommen und ihre Häuser wieder aufbauen, ist auch der Laden für Magie wieder geöffnet. Ich kann dort Teilzeit arbeiten. Außerdem, so sehr ich dich mag und so gern ich hier wohne, seit Tray tot ist...«

»Glaub mir, ich versteh dich.« Wir waren das Ganze schon ein paar Mal durchgegangen.

»Es ist nicht so, dass ich dir die Schuld daran gebe«, sagte Amelia und versuchte, meinen Blick aufzufangen.

Sie gab mir wirklich nicht die Schuld. Da ich ihre Gedanken lesen konnte, wusste ich, dass sie die Wahrheit sagte.

Nicht mal *ich* gab mir, zu meiner eigenen Überraschung, vollständig die Schuld daran.

Gut, es stimmte, dass Tray Dawson, Amelias Freund und ein Werwolf, getötet worden war, während er als mein Bodyguard fungierte. Und es stimmte auch, dass ich das in meiner Nähe lebende Werwolfrudel um einen Bodyguard gebeten hatte, weil sie mir einen Gefallen schuldeten und mein Leben geschützt werden musste. Aber ich war dabei gewesen, als Tray Dawson von der Hand eines schwertschwingenden Elfen getötet wurde, und ich wusste, wer dafür verantwortlich war.

Ich fühlte mich also nicht direkt schuldig. Aber ich war tief unglücklich darüber, dass ich zusätzlich zu all den anderen schrecklichen Erlebnissen auch noch Tray verloren hatte. Meine Cousine Claudine, eine vollblütige Elfe, war ebenfalls in dem Elfenkrieg gestorben, und da sie wirklich und wahrhaftig mein Schutzengel gewesen war, vermisste ich sie in vielerlei Hinsicht. Und sie war schwanger gewesen.

Mich quälten starke Schmerzen und alle möglichen Gefühle des Bedauerns, körperlich wie seelisch. Wäh-

rend Amelia mit den Armen voller Kleider die Treppe hinunterlief, stand ich in ihrem Schlafzimmer und versuchte, mich zu sammeln. Schließlich richtete ich mich gerade auf und griff nach einem Karton voll Badezimmerkrimskrums. Langsam und vorsichtig stieg ich die Treppe hinunter, und so schaffte ich es bis nach draußen zu Amelias Auto. Sie hatte gerade die Kleider über die Kartons gebreitet, die schon im Kofferraum standen, und drehte sich um.

»Das sollst du doch nicht!«, rief sie besorgt. »Deine Wunden sind noch nicht alle verheilt.«

»Mir geht's gut.«

»Ganz und gar nicht. Du schreckst immer zusammen, wenn jemand überraschend ins Zimmer kommt, und ich merke doch, dass deine Handgelenke noch wehtun«, sagte Amelia, griff nach dem Karton und schob ihn auf die Rückbank. »Außerdem verlagerst du dein Gewicht immer noch aufs linke Bein und hast Schmerzen, wenn es regnet. Trotz all des Vampirbluts.«

»Die Schreckhaftigkeit vergeht wieder. Und mit der Zeit verblassen die Erinnerungen, dann denk ich auch nicht mehr ständig daran«, sagte ich zu Amelia. (Wenn die Telepathie mich eines gelehrt hatte, dann, dass die Menschen die gravierendsten und schmerzlichsten Erinnerungen in sich begraben konnten, wenn man ihnen nur genug Zeit und Ablenkung gab.) »Es ist ja nicht einfach das Blut irgendeines Vampirs. Es ist Erics Blut. Ein sehr wirksames Zeug. Und meine Handgelenke sind schon viel besser.« Dass genau in diesem Moment die Nerven darin herumzüngelten wie Schlangen, erwähnte ich lieber nicht. Ein Resultat davon, dass sie mehrere Stunden lang gefesselt gewesen waren. Dr. Ludwig, eine Ärztin der Supranaturalen, hatte mir versichert, dass meine Nerven – und meine Handgelenke – wieder völlig normal funktionieren würden, irgendwann.

»Ja, und da wir gerade von Blut reden...« Amelia holte tief Luft und nahm allen Mut zusammen, um etwas zu sagen, von dem sie wusste, dass es mir nicht gefallen würde. Doch weil ich es schon wusste, noch ehe sie es ausgesprochen hatte, war ich gewappnet. »Hast du mal daran gedacht... Sookie, du hast mich zwar nicht um Rat gefragt, aber ich finde, du solltest lieber kein Blut mehr von Eric bekommen. Ich meine, ich weiß, dass du mit ihm zusammen bist, aber du musst auch an die Konsequenzen denken. Manchmal wandeln die Leute sich ganz zufällig. Es ist ja nicht so, als wär's eine mathematische Gleichung.«

Ich wusste es zu schätzen, dass Amelia sich Sorgen um mich machte, aber hier war sie auf privates Territorium vorgedrungen. »Wir tauschen kein Blut«, sagte ich. *Doch.* »Er nippt nur mal an mir, wenn ... na, du weißt schon, im Augenblick des Glücks.« Zurzeit erlebte Eric allerdings viel mehr Augenblicke des Glücks als ich, leider. Doch ich gab die Hoffnung nicht auf, dass der magische Zauber des Schlafzimmers zurückkehren würde; denn wenn irgendein Mann fähig war, jemanden durch Sex zu heilen, dann Eric.

Amelia lächelte, und genau darauf hatte ich es abgesehen. »Wenigstens ...« Sie wandte sich ab, ohne den Satz zu beenden, aber sie dachte: *Wenigstens hast du Lust auf Sex.*

Ich hatte gar nicht so sehr Lust auf Sex, sondern eher das Gefühl, ich sollte immer wieder aufs Neue versuchen, ihn zu genießen. Aber darüber wollte ich nun wirklich nicht reden. Die Fähigkeit loszulassen – der Schlüssel zu gutem Sex – war mir während der Folter abhandgekommen. Ich war absolut hilflos gewesen und konnte nur hoffen, dass ich mich auch in dieser Hinsicht wieder erholen würde. Ich wusste, dass Eric meinen Mangel an Erfüllung spürte. Er hatte mich schon mehrmals gefragt,

ob ich sicher sei, dass ich Sex haben wolle. Fast jedes Mal hatte ich ja gesagt, mit der Fahrrad-Theorie im Hinterkopf. Ja, ich war heruntergefallen. Aber ich war immer bereit, wieder aufzusteigen und es noch einmal zu versuchen.

»Wie läuft eure Beziehung denn so?«, fragte Amelia. »Von den Freuden der Lust mal abgesehen.« Mittlerweile waren all ihre Sachen im Auto verstaubt. Jetzt schindete sie Zeit, da sie den Moment fürchtete, in dem sie in ihr Auto steigen und abfahren musste.

Es war nur Stolz, der mich davon abhielt, mich bei ihr auszuheulen.

»Ich glaube, es läuft ziemlich gut mit uns«, erwiderte ich und bemühte mich sehr, fröhlich zu klingen. »Ich weiß allerdings immer noch nicht, was ich selbst empfinde und was den Blutsbanden geschuldet ist.« Es tat irgendwie gut, nicht nur über meine ganz normale Mann-Frau-Liebesbeziehung reden zu können, sondern auch über meine übernatürliche Verbindung mit Eric. Schon bevor ich im Elfenkrieg verwundet worden war, hatte Eric und mich das verbunden, was die Vampire Blutsbande nennen, da wir bereits mehrmals das Blut des anderen gehabt hatten. Ich konnte spüren, wo in etwa Eric sich aufhielt und in welcher Stimmung er war, und genauso erging es ihm mit mir. In meinem Hinterkopf war er immer irgendwie präsent – so als hätte man einen Ventilator oder eine Klimaanlage eingeschaltet, damit es ein wenig summt, weil man dann besser einschlafen kann. (Es war gut für mich, dass Eric nur nachts wach war, denn so konnte ich wenigstens einen Teil des Tages ganz ich selbst sein. Ob er dasselbe empfand, wenn ich abends ins Bett ging?) Das soll nicht heißen, dass ich Stimmen in meinem Kopf hörte oder so etwas – zumindest nicht mehr als sonst. Aber wenn ich mich glücklich fühlte, musste ich mich immer erst mal versichern, dass ich selbst es war,

die sich glücklich fühlte, und nicht Eric. Dasselbe galt für Wut. Eric steckte voller Wut, voll kontrollierter und sorgsam unterdrückter Wut, vor allem in letzter Zeit. Aber vielleicht bekam er die auch von mir. Ich hatte zurzeit nämlich selbst eine ziemliche Wut im Bauch.

Ich hatte Amelia komplett vergessen und war unvermittelt in mein depressives Loch gefallen.

Sie riss mich wieder heraus. »Das ist doch bloß eine faule Ausrede«, sagte sie scharfzünftig. »Komm schon, Sookie. Entweder du liebst ihn oder du liebst ihn nicht. Hör endlich auf, das Nachdenken darüber immer aufzuschieben, indem du eure Blutsbande für alles verantwortlich machst. Bla, bla, bla. Wenn du diese Blutsbande so sehr hasst, warum hast du dann nicht versucht herauszufinden, wie du dich davon befreien kannst?« Amelia registrierte den Ausdruck in meinem Gesicht, und plötzlich schwand ihre Gereiztheit. »Soll ich Octavia mal fragen?«, fragte sie in sanfterem Ton. »Wenn es einer weiß, dann sie.«

»Ja, das würde ich gern herausfinden«, sagte ich nach einem kurzen Augenblick. Ich holte tief Luft. »Du hast vermutlich recht. Ich war so deprimiert, dass ich alle Entscheidungen aufgeschoben oder die bereits getroffenen nicht umgesetzt habe. Eric ist wirklich großartig. Aber ich finde ihn ... etwas übergriffig.« Eric hatte eine starke Persönlichkeit und war es gewohnt, der große Fisch im Teich zu sein. Und er wusste, dass er noch alle Zeit der Welt hatte.

Die hatte ich nicht.

Darauf war er bisher nicht zu sprechen gekommen, aber früher oder später würde er es tun.

»Aber übergriffig oder nicht, ich liebe ihn«, fuhr ich fort. Das hatte ich noch nie laut ausgesprochen. »Und darauf kommt es vermutlich an.«

»Vermutlich.« Amelia versuchte, mich anzulächeln,

doch es blieb ein kläglicher Versuch. »Hör zu, mach einfach weiter damit, mit dieser Selbsterforschung.« Einen Augenblick lang stand sie nur da, mit diesem erstarrten halben Lächeln im Gesicht. »Also, Sook, ich mache mich jetzt besser auf den Weg. Mein Dad erwartet mich. Bestimmt wird er sich wieder in all meine Angelegenheiten einmischen, sobald ich in New Orleans ankomme.«

Amelias Dad war reich, mächtig und glaubte kein bisschen an Amelias Kräfte. Doch er machte einen großen Fehler, wenn er ihre Hexenkünste nicht respektierte. Amelia trug magische Kräfte in sich, sie war damit geboren worden, wie jede echte Hexe. Und wenn Amelia eines Tages erst mal mehr Übung und Disziplin hatte, würde sie richtig angsteinflößend sein – mit voller Absicht angsteinflößend, und nicht mehr, weil ihre Fehler so furchtbar drastisch waren. Hoffentlich hatte ihre Mentorin Octavia ein Programm in petto, um Amelias Talent zu fördern und auszubilden.

Nachdem ich Amelia auf der Auffahrt nachgewinkt hatte, schwand das breite Lächeln aus meinem Gesicht, und ich setzte mich auf die Veranda und weinte. Es brauchte in letzter Zeit nicht viel, damit ich in Tränen ausbrach, und die Abreise meiner Freundin war jetzt genau der richtige Anlass. Es gab so vieles, um das ich weinen musste.

Meine Schwägerin Crystal war ermordet worden. Mel, ein Freund meines Bruders, war hingerichtet worden. Tray, Claudine und der Vampir Clancy waren in Ausübung ihrer Pflicht getötet worden. Und weil sowohl Crystal als auch Claudine schwanger gewesen waren, standen sogar noch zwei weitere Tote auf der Liste.

Das hätte in mir vor allem wohl die Sehnsucht nach Frieden auslösen sollen. Doch statt zum Ghandi von Bon Temps zu mutieren, wusste ich tief in meinem Herzen, dass es noch jede Menge Leute gab, die ich tot sehen

wollte. Für die meisten Toten, die meinen Lebensweg pflasterten, war ich nicht direkt verantwortlich. Doch mich quälte der Gedanke, dass keiner von ihnen gestorben wäre, wenn es mich nicht gegeben hätte. In meinen düstersten Momenten – und dies war einer von ihnen – fragte ich mich, ob mein Leben den Preis wert war, den es gekostet hatte.



MÄRZ

Ende der ersten Woche

Als ich an einem bewölkten, kühlen Morgen ein paar Tage nach Amelias Abreise aufstand, saß mein Cousin Claude auf der vorderen Veranda. Claude verstand es nicht so gut wie mein Urgroßvater Niall, seine Anwesenheit zu verbergen. Weil Claude ein Elf war, konnte ich seine Gedanken nicht lesen – doch ich konnte immerhin erkennen, dass sein Geist da war, falls das nicht etwas zu undurchsichtig formuliert ist. Obwohl die Luft recht frisch war, ging ich mit meinem Kaffee auf die Veranda hinaus, denn ich hatte es geliebt, den ersten Becher auf der Veranda zu trinken, bevor ich ... vor dem Elfenkrieg.

Ich hatte meinen Cousin seit Wochen nicht gesehen, auch während des Elfenkriegs nicht, und auch er hatte seit Claudines Tod keinen Kontakt mit mir aufgenommen.

Ich hatte einen zweiten Becher für Claude mitgebracht und reichte ihn ihm. Schweigend nahm er ihn entgegen. Die Möglichkeit, dass er ihn mir aus der Hand schlagen könnte, hatte ich in Betracht gezogen. Sein unerwartetes Auftauchen warf mich aus der Bahn. Ich hatte keine Ahnung, was jetzt kommen würde. Der Wind fuhr durch sein langes schwarzes Haar und ließ es flattern wie ebenholzfarbene Bänder. Seine karamellbraunen Augen waren gerötet. »Wie ist sie gestorben?«, fragte er.

Ich setzte mich auf die oberste Verandastufe. »Das habe ich nicht gesehen«, sagte ich, über meine Knie gekauert. »Wir waren in diesem alten Gebäude, das Dr. Ludwig als Krankenhaus benutzte. Ich glaube, Claudine wollte verhindern, dass die feindlichen Elfen den Flur entlangkommen und das Zimmer stürmen, in das ich mich mit Bill, Eric und Tray verkrochen hatte.« Ich sah zu Claude hinüber, um mich zu vergewissern, ob er das Gebäude kannte, und er nickte. »Ich bin ziemlich sicher, dass Breandan sie getötet hat; eine ihrer Stricknadeln steckte in seiner Schulter, als er plötzlich in der demolierten Tür auftauchte.«

Breandan war der Feind meines Urgroßvaters und ebenfalls ein Elfenprinz gewesen. Er vertrat die Überzeugung, dass Menschen und Elfen keinen Umgang miteinander haben sollten. Und daran glaubte er geradezu fanatisch. Er wollte, dass die Elfen ihre Streifzüge in die Welt der Menschen völlig aufgaben, trotz ihrer großen finanziellen Investitionen in die irdische Geschäftswelt und all der Dinge, die sie dort produzierten ... Dinge, mit deren Hilfe sie sich der modernen Welt anpassen konnten. Breandan verabscheute vor allem die gelegentlichen Liebesbeziehungen mit Menschen, ein Luxus, den sich die Elfen gönnten, und die Kinder aus diesen Liaisons hasste er ebenfalls. Er wollte, dass die Elfen abgeschottet lebten, in ihre eigene Welt eingesperrt, und nur mit ihresgleichen Umgang hatten.

Seltsamerweise hatte mein Urgroßvater beschlossen, genau das zu tun, nachdem die Elfen besiegt waren, die an diese Apartheidspolitik glaubten. Nach all dem Blutvergießen kam Niall zu dem Schluss, dass Frieden unter den Elfen und Sicherheit für die Menschen nur gewährleistet wären, wenn sich die Elfen in ihre Welt zurückzögen. So hatte Breandan im Tod doch noch sein Ziel erreicht. In meinen düstersten Momenten fand ich, dass

Nialls Entscheidung den ganzen Elfenkrieg sinnlos gemacht hatte.

»Sie hat dich verteidigt«, sagte Claude und holte mich damit zurück in die Gegenwart. Es lag nichts in seiner Stimme. Keine Anschuldigung, keine Wut, nicht mal eine Frage.

»Ja.« Es war Teil ihrer Aufgabe gewesen, mich zu beschützen. Auf Nialls Befehl hin.

Ich nahm einen großen Schluck Kaffee. Claudes Becher ruhte unberührt auf der Lehne des Verandaschaukelstuhls. Vielleicht fragte Claude sich, ob er mich töten sollte. Claudine war seine letzte lebende Schwester gewesen.

»Du wusstest von der Schwangerschaft«, sagte er schließlich.

»Sie hat es mir erzählt, kurz bevor sie getötet wurde.« Ich stellte meinen Becher ab, schlang die Arme um meine Knie und wartete darauf, dass der Schlag auf mich niederging. Anfangs machte es mir nicht einmal etwas aus, was umso schrecklicher war.

»Ich weiß, dass Neave und Lochlan dich in ihrer Gewalt hatten«, sagte Claude. »Humpelst du deshalb?« Der Themenwechsel überraschte mich.

»Ja«, erwiderte ich. »Sie hatten mich einige Stunden in ihrer Gewalt. Niall und Bill Compton haben sie getötet. Nur damit du es weißt – es war Bill, der Breandan getötet hat, mit dem Eisenspaten meiner Großmutter.« Der Handspaten war eigentlich schon seit Generationen in meiner Familie, doch ich verband ihn immer mit meiner Großmutter.

Lange Zeit saß Claude, so wunderschön und rätselhaft wie eh und je, einfach nur da. Er sah mich nie direkt an und trank auch seinen Kaffee nicht. Dann schien er eine Entscheidung getroffen zu haben, denn er stand einfach auf und ging die Auffahrt in Richtung Hummingbird Road entlang davon. Ich weiß nicht, wo sein Auto parkte.

Mir schien es, als wäre er den ganzen Weg von Monroe zu Fuß gekommen oder auf einem Zauberteppich hergeflogen. Ich ging zurück ins Haus, sank gleich hinter der Tür auf die Knie und weinte. Meine Hände zitterten. Meine Handgelenke schmerzten.

Während wir uns unterhielten, hatte ich die ganze Zeit darauf gewartet, dass er zu seinem Schlag ausholte.

Jetzt wurde mir klar, dass ich leben wollte.



MÄRZ

Zweite Woche

»Heb deinen Arm ganz hoch, Sookie!«, sagte JB. Vor lauter Konzentration hatte sich sein hübsches Gesicht in Falten gelegt. Mit einem Zweikilogramm in der Hand hob ich langsam meinen linken Arm. Herrje, tat das weh. Und rechts war es das Gleiche.

»Okay, jetzt die Beine«, sagte JB, als meine Arme vor Anstrengung zitterten. JB war kein staatlich anerkannter Physiotherapeut, aber er war Personal Trainer und hatte daher praktische Erfahrung damit, Leuten über verschiedene Verletzungen hinwegzuhelfen. So viele auf einmal wie bei mir hatte er wahrscheinlich noch nie gesehen, denn ich war gebissen, mit dem Messer verletzt und gefoltert worden. Doch ich hatte JB die Einzelheiten nicht erklären müssen, und er würde nicht bemerken, dass meine Verletzungen alles andere als typisch für die waren, die man bei einem Autounfall davontrug. Ich wollte nicht, dass irgendwelche Spekulationen über meine körperlichen Probleme in Bon Temps die Runde machten – deshalb ging ich weiterhin gelegentlich zu Dr. Amy Ludwig, die verdächtig einem Hobbit glich, und bat JB du Rhone um Hilfe, der zwar ein guter Trainer war, aber dumm wie Toastbrot.

JBs Ehefrau, meine Freundin Tara, saß auf einer der Hantelbänke und las ›Was Sie erwartet, wenn Sie schwanger sind‹. Tara war im fünften Monat und entschlossen,

die beste Mutter zu werden, die sie nur sein konnte. Und weil JB zwar willens, aber nicht besonders helle war, übernahm Tara die Rolle des Elternteils, der die meiste Verantwortung trug. Sie hatte sich ihr Highschool-Taschengeld als Babysitter verdient und dadurch ein wenig Erfahrung in der Kinderbetreuung. Als sie jetzt die Seiten umblätterte, runzelte sie die Stirn, ein mir aus unserer Schulzeit vertrauter Anblick.

»Hast du inzwischen einen Arzt gefunden?«, fragte ich, nachdem ich meine Beinübungen beendet hatte. Meine vordere Oberschenkelmuskulatur brannte, vor allem der verletzte Muskel im linken Bein. Wir hatten uns in dem Fitnesscenter getroffen, in dem JB arbeitete, und es war schon nach Geschäftsschluss, weil ich kein Mitglied war. Aber JBs Chef hatte dem vorübergehenden Arrangement zugestimmt, um JB bei Laune zu halten. JB war ein enormer Gewinn für das Fitnesscenter; seit er dort arbeitete, hatten sich wesentlich mehr neue Kundinnen angemeldet.

»Ich glaube schon«, sagte Tara. »Es standen vier zur Auswahl im Landkreis, und wir haben mit allen gesprochen. Inzwischen hatte ich schon meinen ersten Termin bei Dr. Dinwiddie, hier in Clarice. Es ist ein kleines Krankenhaus, ich weiß, aber ich bin kein Risikofall, und es ist so nah.«

Clarice war nur ein paar Meilen entfernt von Bon Temps, wo wir alle wohnten. Man brauchte weniger als zwanzig Minuten von meinem Haus bis zum Fitnesscenter.

»Ich habe viel Gutes über ihn gehört«, sagte ich. Die Schmerzen in meinen Oberschenkeln machten mich ganz schwummerig im Kopf. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn. Gewöhnlich hatte ich mich immer für fit gehalten, und meistens war ich auch glücklich gewesen. Doch jetzt gab es Tage, an denen ich es gerade mal schaffte, aufzustehen und zur Arbeit zu gehen.